Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 69 (1998)
Heft: 1

Rubrik: Nachgedacht : ... zum Überdenken

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Heim – wie gut das klingt!

Plädoyer für eine gesellschaftliche Wirklichkeit in der Krise

Das Zitat in einer süddeutschen Zeitung, bezeichnenderweise auf der Kulturseite, weckte Erinnerungen und liess Fragen entstehen: «Zu den ersten Adressen des Sadismus auf Erden zählen Gefängnisse, Heime und Besserungsanstalten. Davon hat in der Kunst schon so mancher gezeugt» (Badische Zeitung vom 1. Februar 1997, Kulturseite). Nun mag an dieser Aussage sicher etwas sein, und ganz sicher ist, dass diese Beobachtung schon Ursache so mancher künstlerischen Äusserung war und ist. Dennoch gilt auch hier die umgekehrte Wahrheit: Nicht im Detail steckt der Teufel, sondern in der Verallgemeinerung.

Das gilt – um es gleich anfangs zu sagen – auch für das Zitat eines Lokalpolitikers, das ich vor einiger Zeit in einer hiesigen Zeitung las. Über die mit Recht zu erwähnenden Erfolge einer Wohnschule für Menschen mit geistiger Behinderung war da die Rede, über die Tatsache, wie viele Personen dadurch selbständiges Leben erlernen und so einem Heimaufenthalt entgehen. Doch war die Schlussfolgerung verkürzt und liess Fehlinterpretationen zu. Stand doch da zu lesen: «Alle vier Jahre können wir durch die Erfolge der Wohnschule ein Heim weniger bauen.» Kostenfaktoren und statistische Schlussfolgerungen sind noch nicht die ganze Wahrheit, und für Fachleute wie Aussenstehende bleibt zumindest der Verdacht, ob denn die Förderung in den Heimen nicht doch der Rekrutierung der eigenen Klientel und damit dem Selbsterhalt diene. Ein böser Verdacht vielleicht, vom Redner gar nicht so gemeint, aber doch nicht ganz von der Hand zu weisen.

Das eingangs angeführte Zitat erschreckt mich. Ich habe in anderer gesellschaftlicher Wirklichkeit, in der DDR, Heime auch ganz anders erlebt. Wohlgemerkt «auch», denn es gab die erschreckende, menschenverachtende Seite. Und doch hatten Heime auch «Nischenfunktion», ohne gleich zum Ghetto verkommen zu sein. Ich erlebte, wie Jugendliche in den Ferien scharenweise zu uns in ein Heim kamen, um für ein Taschengeld zu arbeiten, eben weil sie dieses andere «Milieu» erleben wollten, weil sie diesen Freiraum einer kirchlichen Behinderteneinrichtung suchten und sich darin ausprobieren konnten in einer Weise, die sonst kaum oder gar nicht möglich war. Es gehört für mich zu den nach einem gesellschaftlichen Systemwechsel unaufgebbaren Erfahrungen, dass ein Heim auch fremd ist in seiner Umgebung, Stachel im Fleisch der Gesellschaft und Stein des Anstosses. Damit widerspreche ich nicht allen Erfolgen einer Integration und schon gar nicht denen der Normalisierung, sondern reflektiere Erfahrungen aus zwanzig Jahren Berufsalltag in Behinderteneinrichtungen in zwei verschiedenen gesellschaftlichen Systemen. Und es ist eben auch wahr, dass für die Heimbewohner hier (oder dort in der ehemaligen DDR) auch eine überlebensnotwendige Nische existiert (und existierte), dass Freiraum praktiziert wurde und wird, in dem eigenes Leben entsteht, wie es sonst nirgendwo möglich wäre. Mein Anliegen ist, entgegenzusteuern, wenn alles plötzlich machbar dargestellt wird und Heime nurmehr als Defekt einer sonst gutgeführten Gesellschaft erscheinen.

Ein Heim soll ein tragendes Lebensfeld sein für den, der es braucht. Und der Bewohner ist hier «zu Hause», nicht die Mitarbeiterin oder der Mitarbeiter. Wir sind hier in gewissem

...ein Stück verlorenes Paradies, ausgestattet mit Menschen...

Foto Erika Ritter

Sinn «zu Gast». Wenn lange Zeit der Slogan galt: «Mitleid allein genügt nicht», so gilt auch hier, dass Mitleid ohne das Mitleben sicher verkommt, aber das eine nicht ohne das andere auskommt. So gesehen kann unser Bemühen im Heimalltag niemals blosser «Service» sein, und der Bewohner niemals blosser «Klient». Wenn ein notwendiges Qualitätsmanagementsystem nicht ohne diese Vokabeln auskommt, so mag das in seinem Rahmen richtig und vernünftig sein, trifft aber nicht die ganze komplexe Lebenswirklichkeit «Heim». Wir erleben auch, und die Qualitätsdiskussion hat uns gerade dies deutlich gemacht, dass es für unser Mitleben im Heim natürliche Grenzen gibt. Diese Grenzen sind nicht erst, wie manche meinen, mit der Professionalisierung in den Heimen entstanden, sondem sie bestanden schon, als Ordensleute, Heimeltern und die altbekannten lebenslangen Mitarbeiterinnen sich im Heimdienst mehr oder weniger verschlissen haben. Die Grenzen des Mitlebens sind gesetzt durch Andersheit, Individualität und die je eigene Lebensgeschichte. Professionalität erkennt diese Grenzen als die ihr eigene Schnittstelle, um zu handeln und zu verändern, zu begleiten oder zu gestalten. Manchmal zeichnet sich unsere Professionalität gerade dadurch aus, dass wir da sind, aufmerksam gegenwärtig, bereit,

Leben miteinander zu teilen in einem unaufdringlichen, liebevollen Angebot. Damit entziehen sich jedem Qualitätsmanagementsystem wesentliche Vorbedingungen eines Arbeitsfeldes, das erst jenseits gewisser Bedingungen messbar wird. Das Messbare bedarf vorgängig in hohem Masse personalisierter Beziehungen. Unsere Heimbewohner, ja alle Menschen leben von mehr als von perfekten Serviceleistungen. Zuwendung und Geborgenheit, Menschlichkeit und Erbarmen schaffen das tragende Lebensfeld «Heim». Erst dann beginnt die Qualitätsmessung. Auf diesem Hintergrund kommt dem gesellschaftlichen Phänomen «Heim» eine gesellschaftskritische Rolle zu. Für sozialromantische Vorstellungen – egal ob von professioneller oder ehrenamtlicher Seite – ist da kein Platz mehr.

> *Es ist gut, in Bedrängnis zu leben;*
> *das wirkt wie eine gespannte Feder.*
>
> *Charles des Montesquieu*

Vor Jahren machte in den Heimen das Wort vom «Dilletantismus des Herzens» die Runde. Ein böses Wort, das freilich auch einen rechten (und wohl auch wahren) Kern hat, mit dem aber doch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird. Wurde doch damit vieles und manchmal auch alles hinweggewischt von dem, was vor uns mühsam und mit viel Liebe aufgebaut worden war. Diese Ignoranz wird dann zu Arroganz, und von dort ist es, um im Wortspiel zu bleiben, nicht weit zum «Dilletantismus des Kopfes». Da erlebte ich Kolleginnen und Kollegen in eifrigen, mit viel Sachkompetenz geführten Diskussionen über Sexualität bei Menschen mit geistiger Behinderung. Die Thesen waren gut, die Forderungen schlüssig, nur die Frauen aus der Einrichtung, um die es ging, waren miserabel angezogen. Ein beklagenswertes Beispiel für den Dilletantismus des Kopfes.

Eine Gesellschaft wird auch in Zukunft nicht ohne Heime auskommen. Darum geht es auch gar nicht, höre ich sagen. Und schon geraten die Heime unter doppelten Druck. Zum einen von denen, die im Heim noch ein Stück verlorenes Paradies sehen, ausgestattet mit Menschen, die um ihren Arbeitsplatz froh sein sollen und die hier das tun können, was ihre eigene Berufung darstellt: Zu helfen und gut zu sein! Mitarbeiter und Heimbewohner sollen dann eine grosse Familie sein, in der Konflikte nur in dem Masse auftreten dürfen, wie es in einer guten Familie möglich war. Die sozialromantische Vorstellung, häufig gepflegt von Leuten, die in ihrem eigenen Berufsfeld oft genug einem knallharten Management ausgesetzt sind und dies auch beherrschen.

Der Druck auf der anderen Seite kommt von Leuten, die allzu unkritisch Qualitätsforderungen aus Profitorganisationen übertragen wollen. Nun ist kaum die Frage zu hören, ob denn nicht auch die Profitorganisationen von den Nonprofitorganisationen zu lernen hätten. Fast drängt sich der Verdacht auf: Wer das Geld hat, hat die Macht bzw. damit auch das Know how. Eine bestimmte Kultur des Miteinanderlebens (der «personalisierten Beziehungen»!) ist aber eindeutig in unseren Heimen anzutreffen. Dies würde uns gesamtgesellschaftlich sehr nützen: Zu schauen und zu überlegen, was wir denn voneinander lernen können. Gegenwärtig läuft die Diskussion doch viel zu einseitig. Der Tenor ist von den Profitorganisationen vorgegeben und wird von Beratungsfirmen vehement verstärkt. Die Heime sind oft genug deshalb verunsichert.

Wenn die gegenwärtige Verunsicherung in den Heimen dazu führt, unsere Werte wieder neu zu entdecken und entsprechend «zu verkaufen», dann könnte dies auch gesellschaftlich nützlich sein und einen kritischen Dialog fördern. Neulich hörte ich die Klage einer Psychotherapeutin, dass wir den Sinn für den Sonntag verloren hätten, die Einförmigkeit unser Leben bestimmt und unsere Freizeitkultur als ständiger Reizfaktor unsere innere Leere nur kompensiert. Wieviel haben wir in den Heimen doch (noch!) bewahrt vom Sonntag, vom Rhythmus der Zeit, vom Fest mit der ihm innewohnenden Spannung und Gelassenheit. Von meinem früheren Arbeitgeber wurde ich einmal sehr energisch angefragt, warum ich unbedingt einen Saal für das neue Heim fordere. Ich antwortete, dass wir ja im Heim in jeder Woche ein Fest zu feiern hätten.

Oder denken wir an das Gespür für Riten und Rituale, wie sie im Heim noch anzutreffen sind. Welche Qualitätsmessung fängt dieses Bemühen ein, in einer stetigen Kreativität Höhepunkte und Niederungen unseres Lebens zu gestalten, zu feiern, und dies zu einem Schatz zu machen, der Leben ermöglicht und Begegnung schafft? Haben wir in diesen Fragen, in diesen uns betreffenden Gestaltungsmöglichkeiten nicht in der Gesellschaft einen kritischen Vorsprung, ein Know how, das der Humanisierung dient und Kultur erzeugt? Es ist eigentlich schade, dass wir kaum noch von sozialen Einrichtungen reden, stattdessen aber in eifriger Anpassung von Nonprofit-Einrichtungen. Wenn Profit und Nonprofit im gegenwärtigen Verteilungskampf die beherrschenden Dominanten werden, dann haben wir immer schon verloren. Es ist an uns in den Heimen, das Qualitätsmanagementsystem zu einem Forum des Austausches zu machen und so über unsere oft selbstgesteckten Grenzen hinaus wirksam zu werden.

Werner Junghardt
Theologe und Rehabilitationspädagoge, Heimleiter
Wohnheim LAUBIBERG, 4410 Liestal

In der Agenda vormerken:

Tagungen beim Heimverband Schweiz

Fachverband Kinder und Jugendliche

Gewalt rund ums Heim – Gewalt im Heim, Antworten sind gefordert
Referenten: Allan Guggenbühl, Dr. Annemarie Engeli, Playbacktheater
Mittwoch, 27. Mai 1998, im Casino Zürichhorn

Fortbildungstagung Berufsverband

Freitag, 5. Juni 1998, Solothurn

Fachtagung Erwachsene Behinderte

Montag, 7. September 1998, Uster

Herbsttagung des Fachverbandes Betagte

Zwischen Ethik und Markt
Alters- und Pflegeheime im Clinch
12./13. November 1998,
Stadttheater und Casino Schaffhausen